

# Zum ersten August

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 31

PDF erstellt am: **20.09.2024**

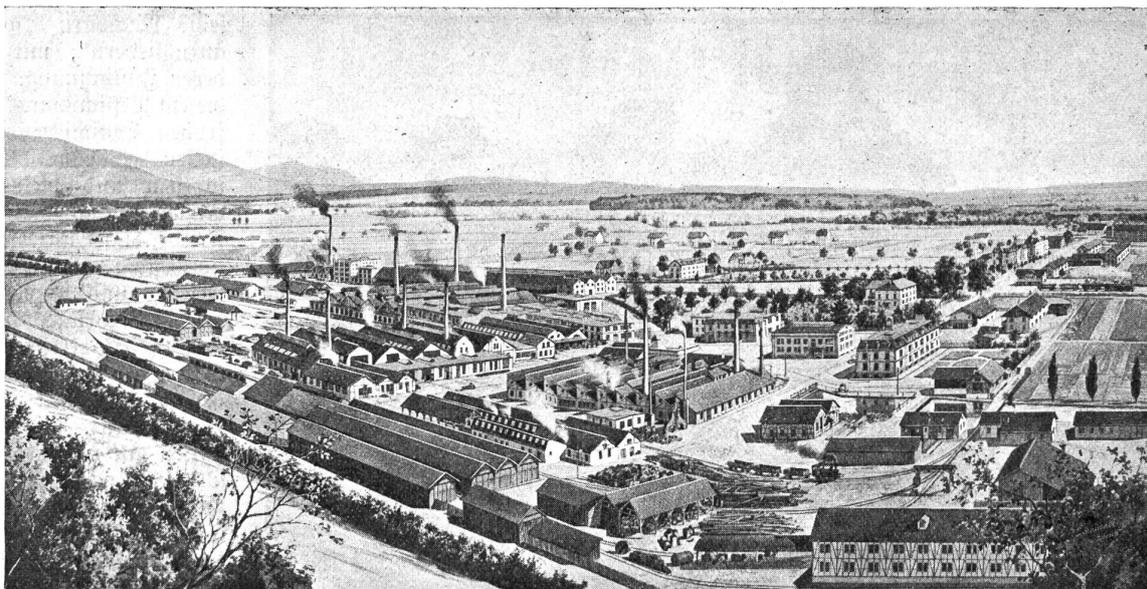
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638837>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Eisenwerke in Gerlafingen.

Glichmuet benydet. Es het möge cho, was het wölle, er isch nid us dr Fassig z'bringe gsi, heig ihm dr Ustagsluft ds Hus abdeckt, heig's ihm d'Tristi uf de Bärge verwäiht, lig ihm e Chue umgstande oder heig er sich gwurschet im Holz, ja nid emol, wo sis Züsi, si Frau, ei Nacht am=e-ne Herzschlag gstorbe=n-isch, het's ne z'Bode drückt, wen er o gwüht het, daß ihm 's niemer besser mit em Nefse u Sushaltere cha breiche, als äbe ds Muetti. Einisch het's halt müesse gstorbe si, ob früener oder später, das macht nüt us, das isch ei Tued. Me weiß doch öppe, was eim wartet, het sich der Chilhchrischte gseit, da cha eim doch nüt meh über ds Läberli graagge, u alls Chuzele treit wäger nüt ab.

Item, dr Chilhchrischte wär also Chilhgemeindsprebidant gsi, u wie me sichs cha danke, het er die Pfarrherre, wo i de lekte füzg Jahre i mim Bärgdörfli g'antet hei, alli guet g'tennt gha, scho vo amtswäge. I ha us dr Zytig gläse gha, daß im Summer vorane di Bärggmeind ihre Pfarrer verlore heigi, wil er siner Lideschaft, grad i de chuzligste Bärge umezhlättere, zum Opfer g'falle sigi. U gwüht ha=n-i o vo=n-im, es sigi e junge u starke u gäbige gsi, dä me i dr ganze Gmein u=n-i jedem Hus wi nid grad eine g'estimiert u gärn gha heig. Bi sim Begräbnis heige logar d'Uderwüsiger z'Augewasser nid rächt chönne verha, vo de Meitscheni nid z'rede, u vo de Zumpfer vom Frauverein erst rächt nid. Weder, was wott das säge! I ha mr vo däm Musterpfarrer doch us däm allem no feis rächts

Bild chönne mache, drum ha=n-i bi mim Bsüchli de Chilhchrischte über in wölle usfrage. Da bin-i richtig a die rächti Adresse cho. Es het em Chilhgemeindsprebidant Freud gmacht, i ha=n-ihm's wohl agseh, mr vo ihrem junge Pfarrer selig z'brichte u mr ne chönne z'ruehme. U da het er mr ömu o=n-e paar Mütterli vo=n-im verzellt, die mr meh gseit hei, als die längsti gut usdänkti Totelobred.

„Ja, das isch no eine gsi!“ so het dr Chilhchrischte agfange spröchle, „e so eine finge mr nid grad wieder. I bi jek o scho dreeg Zahre Chilhchprebidant u ha i där Zit etliche Pfarrer lehre chönne, jungi u alti, verhürateti u ledigi, trochni u bredti, wi dä wo het chönne predige ulem Stägreif, u einisch am=ene Sunntigemorge si Bsuech gfragt het: „Was soll i für ne Tärt näh zur Predig, es isch mer einerlei, i mueß mi nid vorbereite“; aber e so=ne Pfarrer, wie dr lekt, hei mr doch no nie gha. Nid das er's zwar däm angere mit de Stägreifpredige nachegmacht hätti, bhüetis nei, im Gägeteil, er het sini Predigte fliezig vorbereitet, aber de si si den au g'goffe gsi. U wi het me sich gfreut zue=n-im z'Predig z'gah! Da het me kes Mandli meh gseh schlafe, wie öppe vorane bim eint oder angere Pfarrer u=n-es het eim albe tüecht, me heigi erscht feuf Minute vorane gsunge, we dr Pfarrer scho bim Ume aglangt isch gsi. Er het aber o der rächt Ton chönne aschlah i dr Predig, e Ton, wo alli, o ds hinderst Tauernermandli verstange het. (Schluß folgt.)

## Zum ersten August.

Den 1. August vom vorigen Jahre werden wir Schweizer, die wir ihn bewusst miterlebt haben, wohl nie mehr vergessen. Es war der Tag, da unser Landsturm aufgeboden wurde. Eine drückende politische Atmosphäre lag über unserem Vaterland. Das war nicht die Zeit, patriotische Feste zu feiern; ernstler, blutigernster Werktag war angebrochen für alle die, die das Vaterland liebten. Wer konnte wissen, ob sich nicht auch über unserm Ländchen verderbendrohend die Kriegswolken zusammenzogen. Erst einige Tage später, als das Ungewitter sich im Norden über das arme Belgien entlud, atmeten wir auf. Aber die Gefahr war noch keineswegs vorüber. Sie entfernte sich aber umsomehr, je länger und je ärger sich die kämpfenden Heere ineinander verbißen. Wir gewöhnten uns an den Kanonendonner, der über unsere Grenze tönte; es kamen Zeiten, da wir an keine unmittelbare Gefahr von außen mehr glaubten.

Aber umsomehr beschäftigte uns die „innere Gefahr“. Sie kam zwar auch von außen; sie war unbemerkt ins Schweizerhaus hineingeschlichen oder vielmehr sie war schon vor dem Kriege da: das mangelnde nationale Zusammengehörigkeitsgefühl, die Bewunderung der ausländischen „Kultur“, die Unzufriedenheit mit den „kleinlichen Verhältnissen“ in der kleinen Schweiz, das Hinstanten nach Berlin und Paris. Wir glaubten, bei jeder Gelegenheit die „Wacht am Rhein“ und die „Marseillaise“ singen zu müssen. So gerieten wir uns in die Haare. Es brauchte scharfe Worte vom Bundesratsstisch, vom Dichterpult aus, bis wir unsere eigene Torheit einsahen. Denn Torheit war es doch ganz offenbar, wenn wir Deutschschweizer glaubten, das sei unsere heiligste Aufgabe, das große starke Deutschland von der belgischen Schuld reinwaschen zu müssen, und wenn die welschen Miteidgenossen stampften und wüteten und mit der Faust drohten gegen die Barbaren und Boches



#### Bundesfeierkarte 1915,

entworfen von Henry van Muyden, Genf (Ausführung durch die Firma Sadag, Etablissements Fréd. Boissonnas et Société Anonyme des Arts graphiques, Genève).

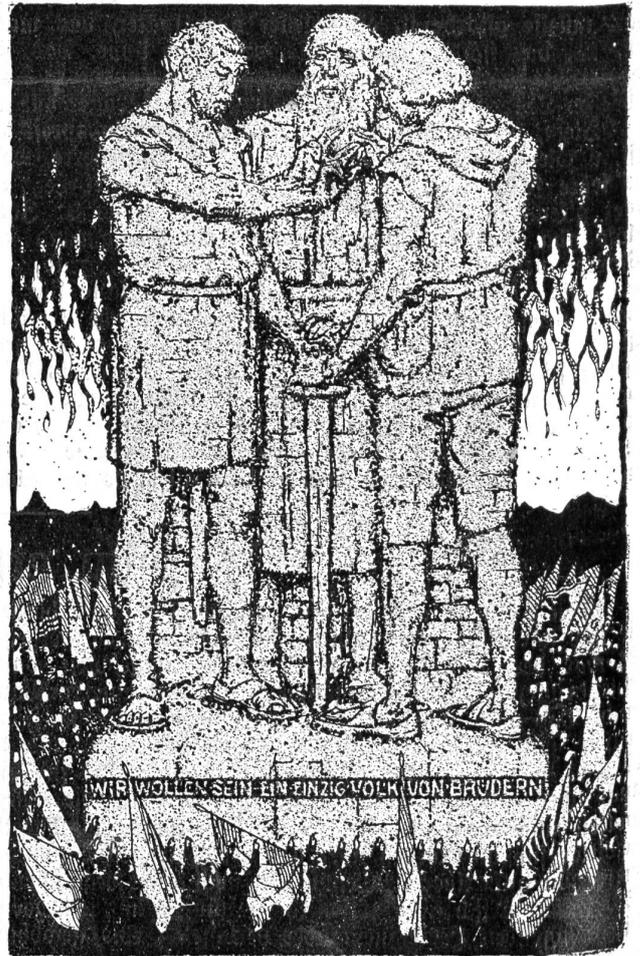
weit jenseits des Rheins, und Torheit war es, wenn wir uns dann gegenseitig dieses Tun verwehren wollten und uns Schändlichkeiten an den Kopf warfen. Wir waren auf dem besten Punkte uns der altschweizerischen Einigkeit zu begeben, deren wir uns doch an jedem Schützenfeste rühmen. Das „Herz mußte jedem Biedermanne“ bluten, wenn er sah, wie bei uns der nationale Gedanke morsch und zermürbt war. Die Pessimisten, die unserer Eidgenossenschaft ein baldiges Ende prophezeigten, schossen wie Pilze aus dem Boden.

Gottlob sind wir heute nach Jahresfrist aus diesen Zeiten heraus. Wir werden wieder den ersten August feiern, wenn auch nicht lärmend und prahlend. Wir haben eine doppelte Veranlassung, den nationalen Feiertag zu begehen. Einmal müssen wir es öffentlich sagen und gestehen: wir sind ein vom Schicksal begnadetes Volk; wir haben ein neues Friedensjahr gemossen; es hat gerade das Jahrhundert erfüllt, das kein fremdes Heer mehr auf unserem Boden sah. Unser Land ist die „europäische Friedensinsel“ geworden. Diese Tatsache wollen wir uns am ersten August recht eindringlich ins Bewußtsein rufen. Was heißt Friede? Das heißt: ich erfreue mich gesunder Glieder im Gegensatz zu den vielen hunderttausend Krüppeln, die das Kriegsjahr geschaffen hat. Wenn ich unsere Familienphotographie betrachte, so weiß ich: alle meine Brüder sind noch am Leben und in der Freiheit; meinen Schwestern ist nichts Böses widerfahren, Vater und Mutter schmachten nicht in Gefangenschaft; alle, alle meine Lieben sind heil und gesund. Das heißt: mein Heimatdorf ist nicht zerstört, nicht vom Feinde besetzt; mein Vaterland ist frei und trägt nicht das Joch der Fremdherrschaft. Das alles heißt Friede. Danken wollen wir also am ersten August, daß uns ein gütiges Schicksal vor den Schrecken des Krieges und vor der Erniedrigung bewahrt hat.

Dann wollen wir aber auch die Konsequenzen für die Zukunft ziehen. Wir wollen uns am 1. August nicht nur unseres vergangenen, sondern auch unseres zukünftigen Schweizertums bewußt werden. Viele sagen, es werde nicht mehr lange währen, es sei historisch geworden, eine Antiquität, die nicht mehr in die veränderte, durch den Krieg gewaltig veränderte Zeit hineinpassen werde; sie sagen, daß wir erst wirtschaftlich, dann politisch ins große deutsche Reich aufgehen werden, das sich anschickt,

seine Nachbarn „wirtschaftlich anzugliedern“, mit und ohne deren Zustimmung. Man kann diesem Pessimismus auch einen frohen Optimismus entgegenstellen. Warum sollte es nicht so sein und bleiben: Unser Schweizerland die europäische Friedensinsel, unzerstörbar, weil notwendig? Notwendig in materieller und ideeller Hinsicht: die Brücke, die Verkörperung des erträumten Volksideals der Verbrüderung der germanischen und lateinischen Kultur. Wir wollen festhalten an diesem Optimismus als der geistigen Grundlage unseres künftigen Schweizertums, eines im Feuer der Not geläuterten und gehärteten Schweizertums. Gewiß, nicht passiv und fatalistisch dahinvegetieren wollen wir; wir wollen tätig, die Lehren des verflohenen Jahres verarbeiten; die Zukunft soll uns innerlich und äußerlich gerüstet finden. Im Innern Gerechtigkeit und Vertrauen,

nach außen Festigkeit, das soll mehr als je zuvor die Parole unseres Schweizertums sein.



Bundesfeierkarte 1915, entworfen von Burkhard Mangold, Basel (Ausführung durch die Graphische Anstalt J. E. Wolfensberger, Zürich).